

Beunruhigende Nachrichten vom roten Planeten

Das Museum Strauhof hebt ab zu literarischen Forschungsreisen auf den Mars

Bekannter Ort, neue Konzepte: Das Zürcher Museum Strauhof startet in sein zweites Leben als Literaturmuseum. Unter neuer Leitung und mit einem ausserirdischen Thema.

THOMAS RIBI

Er ist gut 225 Millionen Kilometer von der Erde entfernt. Das ist zweifellos nicht gerade wenig; die Reise dahin würde immerhin rund sieben Monate dauern. Aber irgendwie steht uns unser Nachbarplanet Mars trotzdem seltsam nah. Wesentlich näher jedenfalls als die Nachbarin Venus, warum auch immer. Natürlich ist und bleibt Mars ein Fremder. Aber ein Fremder, den man auf eigenartige Weise ein bisschen besser zu kennen glaubt als andere Fremde. Ein Fremder, von dem man etwas genauere Vorstellungen zu haben meint. Und das nicht erst, seit der Nasa-Roboter «Curiosity» vor drei Jahren Bilder auf die Erde geschickt hat, die uns Landschaften zeigen, in denen wir uns ein Leben zumindest fast vorstellen könnten.

Wunsch, Phantasie, Projektion

Der Mars also: Vielleicht hat es ja eine innere Folgerichtigkeit, dass der Strauhof in Zürich die erste Ausstellung unter neuer Leitung ausgerechnet dem roten Planeten widmet. Natürlich gibt es dafür ausreichend literarische Gründe. Seit Jahrhunderten ist der Mars im Blick des Menschen. Und das nicht nur als Objekt naturwissenschaftlicher Forschung, sondern mindestens ebenso intensiv als Gegenstand literarischer Imagination – als Brennpunkt von Wunschvorstellungen, Spiegel irdischer Phantasien, Projektionsfläche überirdischer Utopien und Sammelbecken ebenso kühner wie abstruser Gegenentwürfe zum irdischen Leben, das manchmal ernüchternd berechenbar und enttäuschend gleichförmig verläuft.



«Hallo Erde, wir kommen!»: Der Zürcher Strauhof nähert sich der Erde auf dem Umweg über den Mars.

KARIN HOFER / NZZ

Wenn sich das Museum Strauhof dem Literaturphänomen Mars widmet, macht es damit aber auch deutlich, dass ein zweiter Blick auf scheinbar Vertrautes generell lohnt und dass es richtig war, dem altvertrauten Zürcher Literaturmuseum nach dem Schliessungsentcheid von 2013 die Chance auf ein zweites Leben zu geben – wenn auch vorderhand nur für drei Jahre und mit wesentlich weniger Geld. Genauso wie man die literarische Topografie des Mars mehr oder weniger zu kennen glaubte und nun zur Kenntnis nimmt, dass in den weiten Sandwüsten einiges bisher Unbekannte kreucht und fleucht – genauso zeigt die

Ausstellung «Mars – Literatur im All», dass sich Literatur nicht ausstellen lässt, aber dass es lohnend ist, über Inszenierungen neue Wege zu ihr zu erschliessen. Sie zeigt, dass es in Sachen Literaturausstellung schwer ist, das Rad neu zu erfinden, zeigt aber auch, dass sich mit frischen Ideen trotz einfachen Mitteln viel erreichen lässt. Und sie zeigt, dass Zürich etwas fehlen würde, wenn es keinen Ort gäbe, in dem den imaginären Bildern, die Literatur in unseren Köpfen auslöst, reale Bilder gegenübergestellt werden.

Die Spurensuche, die die neue Leiterin des Strauhofs, Gesa Schneider, zusammen mit Rémi Jaccard und dem Zür-

cher Germanisten Philip Theisohn erarbeitet hat, setzt dort an, wo jede literarische Beschäftigung mit dem Mars ihren Ausgang nehmen muss: bei der Unendlichkeit des Alls, bei der verstörenden Leere eines Planeten, an dessen Unbewohntheit man einfach nicht glauben kann. Einsam zieht ein dienstfertiger Roboter auf dem rot bemalten Boden des Museums zwischen Ausstellungsbesuchern seine Kreise. Dass er mit einer Videokamera bestückt ist und Live-Bilder in den ersten Stock schickt, erfährt man erst später. Dann nämlich, wenn man dort, ermattet von der Reise durch fünf Jahrhunderte Marsologie, vor einem

Bildschirm sitzt und die bizarren Bilder aus dem Erdgeschoss fast so fasziniert betrachtet, als seien es beunruhigende Nachrichten aus einer anderen Welt.

Zunächst aber hört man hin: Auf fünf Hörstationen erzählen Texte von Franz Hohler bis Hannah Arendt vom Weltall, von der Entstehung der Welt, von der Sehnsucht des Menschen nach fernen Planeten und von seiner unerschütterlichen Vorstellung, dass es ausserhalb der Erde von menschlichem Leben geprägte Planeten gibt. Menschliches Leben? Natürlich nicht, oder zumindest nicht so, wie man das von der Erde gewohnt ist. Seit dem 18. Jahrhundert gehören Utopien über Zivilisationen auf dem lebensfeindlichen Planeten zum festen Repertoire der Weltliteratur genauso wie der Trivalliteratur. Und es ist faszinierend, wie sich wissenschaftliche Erkenntnisse, pseudowissenschaftliche Spekulation und wilde Phantasie gegenseitig zu immer neuen Bildern eines Lebens jenseits des irdischen Lebens anregen.

Zweite Erde

Von Johann Christoph Röhlings «Reise eines Marsbewohners auf die Erde» von 1791 bis zu Georg Kleins 2013 erschienenem Roman «Die Zukunft des Mars» ist der Mars einerseits Heimat vernunftbegabter Wesen, die feiner und geistiger sind als wir Menschen, die aber, wenn sie zur Erde kommen, gerade deshalb zu einer vitalen Bedrohung für uns werden können. Andererseits ist der Mars stets auch Ziel menschlicher Entdeckungsreisen und eine Art zweiter Erde. Spielwiese für Sozialutopien und Zufluchtsort für eine Menschheit, die ihre Erde unbewohnbar gemacht hat. Übrigens, vielleicht werden die literarischen Phantasien ja bald Wirklichkeit. 2027 will eine niederländische Stiftung die erste ständige Siedlung auf dem Mars eröffnen. Tickets können gebucht werden. Eine Rückkehr zur Erde ist allerdings nicht geplant.

Zürich, Strauhof, bis 3. 1. 2016.

Urban Gardening mit Candide

Simone Blattner eröffnet die Neumarkt-Saison mit «Candide oder der Optimismus»

KATJA BAIGGER

Voltaire's «Candide oder der Optimismus» ist eine bitterböse Abrechnung mit der Theodizee von Leibniz. Die Novelle lässt sich als Parodie auf den menschlichen, allzu menschlichen Glauben verstehen, dass alles gut kommt und dass es richtig ist, wenn man unten durch muss. Bezogen auf das Spielzeit-Motto des Theaters Neumarkt, «Mad Men Zürich», sollte man übrigens von der «allzu männlichen» Überzeugung sprechen, dass man in der besten aller möglichen Welten lebt.

T-Shirts mit Voltaire-Porträt

Wie zeigt man diese Satire auf der Bühne, ohne plump zu wirken? Besonders mit dem Einstieg ist der 47-jährigen Regisseurin Simone Blattner die Umsetzung der textlichen Doppelbödigkeit glanzvoll gelungen. Eine zarte Frau im Tutu, die sich als Kunigunde herausstellen wird (Carolin Haupt), spielt Klavier. Mit der Klaviermusik als Symbol des aufgeklärten Bürgertums rahmt Blattner das Stück gekonnt ein. Immer wieder sitzt jemand am Klavier und übernimmt zugleich als Stellvertreter für den neu erfundenen, antiken Chor die Erzählerrolle. Nun wird die «Pianistin» von einer androgynen Figur mit Schnauz, es könnte Voltaire sein (Yanna Rüger), und drei Männern (Martin Butzke, Simon Brusis, Miro Maurer) umringt. Singend rezitieren

ren sie mal als Solisten, mal im Chor wortgetreu, aber gekürzt, den Einstieg der Erzählung: «In Westfalen, im Schlosse des Barons von Thunder-ten-tronckh, lebte ein Jüngling, der von der Natur sehr sanftmütig geartet war. Sein Antlitz war seiner Seele Spiegel.» Die dadaistisch dargebotene Schnulze tönt süffig und will auf den ersten Blick gar nicht zu dem sperrigen Text passen. Andererseits schillern Voltaires Worte so kitschig, dass sich ein Song als Form, um Candides Biografie zu präsentieren, geradezu aufdrängt. Die Ironie im Text wird mittels Lautmalerei herausgearbeitet, was für noch mehr Komik sorgt.

Zum Kitsch gehören auch die grandiosen Kostüme (Sabin Fleck), die zwischen Postmoderne und Barock changieren. Alle fünf tragen weisse T-Shirts mit aufgedrucktem Voltaire-Porträt. Einer aber, Candide (fabelhaft: Maximilian Kraus), tritt in rosafarbener, donjuanesker Hemdbluse auf. So wird der androgyn Ahnungslose zum Spiegel seines ach so schön zusammengeschusterten Weltbilds, das aufgrund des Erdbebens in Lissabon (im Jahr 1755) gewaltig erschüttert wird. Dramaturgisch sinnig inszeniert, platzt Candide mitten in den Song hinein – er tritt aus dem breiten Schrank im Hintergrund (Bühnenbild: Janina Audick) und macht sich an Kunigunde zu schaffen, die flink herbeigeilt ist. Überhaupt wechseln alle Darsteller mit Elan zwischen diversen Rollen: Insbesondere die vier Männer – hervorzu-

heben wäre Martin Butzke als Pseudo-Metaphysiker Pangloss – sind in ihrem Element und tatsächlich «Mad Men»!

Carpe diem!

Der Einfall mit einem Segel, das jeweils als Symbol für die Schiffsreisen über die Bühne gespannt wird, gefällt. Etwa dann, wenn Candide darunter mit dem Manichäer Martin (Martin Butzke), einem geborenen Pessimisten, Richtung Frankreich reist. Nicht einmal dieser kann Candide wirklich bekehren, der zwar mit seinem Optimismus hadert, diesen aber bis zum Schluss nicht wirklich ablegt. Schliesslich trifft er Kunigunde in Konstantinopel wieder – sie selbst ahnt nicht, wie hässlich sie geworden ist. Trotzdem heiratet Candide seine Geliebte, obwohl er betont, wie unattraktiv sie doch sei – was mit Lachern quittiert wird. Dann werden Pflanzen auf der Bühne gruppiert, man übt sich in biedermeierlichem Urban Gardening. Epikureisch-modern lautet das Motto: «Let's carpe the fucking diem!» Charmant, wie die Darsteller den Slang ihrer Figuren imitieren: Miro Maurer spricht als Diener Kakambo rasend wie ein Spanier, Simon Brusis als Jacob Schwesinger bayrisch. Mit viel Humor und Gespreiztheit schliesslich mimit er die alte Frau. Zumindest in diesen neunzig Minuten haben wir den Tag gepflückt.

Zürich, Theater Neumarkt, 23. 9. Bis 22. 10.

Im Sog der Kontraste

Das Steffen-Schorn-Septett im «Moods»

UELI BERNAYS

Ein Septett ist noch keine Big Band. Dass sich Steffen Schorns siebenköpfige Formation doch immer wieder ins Orchestrale ausfächert, um darüber hinaus das Ozeanische zu suggerieren, das liegt am immensen Instrumentarium. Fast könnte man am Mittwochabend meinen, die Bühne im «Moods» sei eine Arche Noah für Blasinstrumente.

Den Saxofonisten und Jazzkomponisten Schorn, der seit einem Jahr das Zurich Jazz Orchestra leitet, muss man sich als Saxofon- und Flöten-Fanatiker vorstellen. Während der Aufführung seiner herausragenden, gut sechzigminütigen Suite «Tiefenträume» – gerade ist sie auf CD erschienen – wechselt er ständig die Gerätschaft: Mal bläst er in eine gebogene Bassflöte, mal in ein Piccolo; und sein Mundstück landet bald auf einem Tenor- oder Bass-Saxofon, bald auf einer Bassklarinette oder auf dem immensen Tubax.

Die Vielfalt spricht gewiss für präzise klangliche Vorstellungen. Man glaubt aber auch, eine spielerische Masslosigkeit zu erkennen in diesem ständigen Wechsel; man ist an Kinder erinnert, die an Weihnachten von Geschenk zu Geschenk springen. Tatsächlich schlägt sich diese sanguinische Nervosität auf die Musik nieder: Sie ist ein elektrisierender Starkstrom, den der Komponist Schorn allerdings kontrolliert und dirigiert. «Tiefenträume» sei inspiriert von Erfah-

rungen beim Tauchen, erklärt er zu Beginn; aber das metaphorische Bedeutungsfeld sei offen in Richtung Psyche. Und tatsächlich fühlt man sich wie in einem expressiven Wechselbad, das allerdings durch Dramatik und Stringenz streng getaktet ist. Schorn bleibt nicht, wie viele Jazzkomponisten, an einzelnen Ideen und Klangbildern hängen. Bei ihm generieren Gegensätze einen Sog. Zuweilen verästelt sich das Septett im Rubato in klanglichen Voluten, getragen von einem schillernden Ambient, das durch die Vielfalt der Akkordinstrumenten geschaffen wird: Piano, Keyboards, Vibrafon, E-Gitarre. Dann wiederum wird die Band zu einem furiosen, klappernden Vehikel. Die Klänge ordnen sich um ein schneidendes Riff oder um sich überlagernde, zum Teil hart synkopierte Minimal-Motive.

Die solistischen und improvisierten Passagen sind dem kompositorischen Gefüge zwar zumeist untergeordnet. Es spricht aber für die Souveränität der Musiker, dass sie gerade auch den komplexen Teilen immer wieder eine Ahnung von archaischer Freiheit und Vitalität verleihen. Diese Art Spannung ist selten in Jazzkompositionen – am ehesten kennt man das noch von Hermeto Pascoal. Mit dem Brasilianer hat Schorn tatsächlich schon gespielt. Und im zweiten Set wird auch prompt ein Pascoal-Stück interpretiert.

Zürich, Moods, 23. September.